

# Verloren und wiedergefunden [Fortsetzung]

Autor(en): **Boris, Siro**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **3 (1935)**

Heft 17

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567048>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu befassen haben. Es handelt sich hierbei nicht selten um Fehlritte, die als Folge einer jahrelangen Isolierung entstanden und eine mächtige Entladung darstellen, welche jede Selbstdisziplin im kritischen Zeitpunkt überrannte.

Weit verhängnisvoller sind jedoch die Schatten, welche die männliche Prostitution auf unsere Minderheit wirft. Es ist längst erwiesen, daß dieses traurige Gewerbe in der überwiegenden Mehrzahl von normalen Menschen ausgeübt wird und zwar nicht selten in Verbindung mit ausgesprochen verbrecherischen Tendenzen, wobei die letzteren ausschließlich durch die Einstellung der normalen Gesellschaft begünstigt werden. Denn auch hier legt die Welt gegenüber einer Minderheit zweierlei Maße an, indem sie die nicht nur verwerfliche, sondern überaus gefährliche „normale Prostitution“ verständnisvoll toleriert, während sie die natürlich ebenso abstoßende Prostitution unter Männern als strafbares Laster empfindet.

(Schluß folgt)

## Verloren und wiedergefunden

von Siro Boris.

„Auch für diese Eventualitäten lassen Sie mich sorgen“, beschwichtigte Hamilton Herbert. Mit einer lässigen Handbewegung entnahm er seiner Tasche einige Bankauszüge, die namhafte Guthaben aufwiesen. Neben sich hatte er ein Checkbuch aufgeschlagen. „Junger Freund“, sagte er schon ganz vertraulich, „sobald ich Ihr Jawort habe, stelle ich Ihnen einen Check für 10,000 Pfund aus. Den lösen Sie gleich bei unser Ankunft in England ein und legen das Geld auf Ihren Namen an. Das soll Ihre Sicherstellung sein, wenn mir etwas zu stoßen sollte, denn nur der Tod kann mich von Ihnen trennen!“

Herberts Herz schlug zum Zerspringen. Wieder stand Peter vor ihm und alles, was er für ihn getan hatte, ging ihm durch den Kopf. Fast traurig sagte er: „So schön alles ist, was Sie mir erzählt haben, ich kann nicht ja sagen. Ich darf meinen Freund nicht verlassen, er ist ja schuld, daß ich überhaupt noch lebe, und ich habe ihm versprochen, ihn nie zu verlassen.“

Nun war es draußen, was Herbert so große Mühe gemacht hatte. Erleichtert atmete er auf; die gute Stimme in ihm hatte gesiegt. Doch so leicht gab sich Hamilton nicht geschlagen. Noch einmal wandte er seine ganze Ueberredungskunst an. „Warum wollen Sie sich durch ein Versprechen, das Sie einmal in einer rührseligen Verfassung gegeben haben, davon abhalten lassen, das Glück, das bestimmt nur einmal, in dieser Stunde, bei Ihnen anklopft, von sich zu stoßen? Ihr Freund wird wieder einen anderen Freund finden; Sie aber werden eine solche Chance bestimmt nie mehr finden. Reden Sie mit Ihrem Freund, ich halte ihn für einen ganz vernünftigen Menschen, der bestimmt nicht so egoistisch sein wird, Ihnen vor der Sonne stehen zu wollen. Herbert, Du mußt ja sagen! Ich kann nicht mehr ohne Dich leben!“ Leidenschaftlich waren diese letzten Worte gesprochen worden, leidenschaftlich schlang Hamilton seine beiden Arme um Herbert, bedeckte sein Gesicht mit Küssen und flüsterte liebe, schmeichelhafte Worte in sein Ohr. Wie lange sie so gesessen hatten, wußte Her-

bert nicht. Er hatte nur ein Gefühl des Glücks und machte sich nicht die geringsten Gedanken, daß er mit diesem Geschehen seinem Freund die Treue gebrochen hatte. Nun drängte Hamilton zum Aufbruch. Er hatte sein Ziel erreicht, Herbert war sein! Triumph spiegelte sich in seine nZügen.

Auf dem Heimweg wurde nicht mehr viel gesprochen. Je näher sie dem Hotel kamen, umso befangener wurde Herbert. Immer und immer wieder überlegte er die Worte, mit denen er Peter seinen Entschluß mitteilen wollte. Zwei Tage blieben ihm noch; dann würde er heimfahren, um seine Sachen zu ordnen und wieder in zwei Tagen würde ihn Hamilton abholen, heraus aus dem täglichen Einerlei hinein in ein schönes freies Leben! Herbert holte tief Atem, ehe er die Klinke der Zimmertüre niederdrückte. Peter saß im Lehnstuhl; er hatte sich schon ausgemalt, wie Herbert sich freuen würde, ihn außer Bett zu finden. Doch dessen Gesicht zeigte nichts weniger als Freude. Wohl war er erstaunt, daß Peter das Bett verlassen hatte, aber kein Zeichen der Freude zeigte sich. Lässig ließ er sich in einen Sessel fallen.

„Kommst Du in den Speisesaal zum Souper, oder läßt Du Dir das Essen ins Zimmer kommen?“ fragte Herbert. „Ich esse hier“, entgegnete Peter, „Du kannst aber gleich wohl unten essen.“

Das Essen mußte längst vorüber sein, Herbert war aber noch nicht zurück. „Da stimmt etwas nicht“, überlegte Peter, „ob wohl der verfl... Hamilton seine Hände im Spiel hat?“ Peter legte sich wieder ins Bett; kurz darauf erschien Herbert.

„Peter, ich habe etwas mit Dir zu besprechen“, begann dieser, sich ans Bett setzend. „Bitte, schieß los, doch nichts Schlimmes, was?“ „Wie man's nimmt, für mich jedenfalls ist's nichts Schlimmes.“ „Du machst mich netzgerig, leg endlich los!“

Herbert faßte sich kurz. „Du weißt, Peter, daß ich immer den Wunsch hatte, fremde Länder kennen zu lernen; die miesen Zeiten haben mich daran gehindert. Nun soll sich das aber ändern. Hamilton will mich mit nach England nehmen; ich habe ihm mein Wort gegeben. In zwei Tagen reise ich hier ab und nach zwei weiteren Tagen holt mich Hamilton in Z. ab und dann geht's übers Wasser! Es ist mir ja nicht leicht gefallen, Dich zu verlassen, aber die Offerte ist so günstig, daß ich ja sagen mußte. Und dann dachte ich, Du werdest ja nicht so egoistisch sein, und mir vor der Sonne stehen wollen. Du wirst ja bald wieder einen Freund finden, mir würde sich aber sicher nie mehr eine solche Chance bieten.“

Herbert hatte gar nicht gemerkt, daß er wörtlich sagte, was ihm Hamilton vorgeschwatzt hatte. Nun wartete er auf eine Antwort, doch Peter schwieg, so unerwartet war alles gekommen, daß er kein Wort über die Lippen brachte. „Du sagst nichts, Peter, hast mir gar nichts zu sagen?“ unterbrach Herbert endlich die drückende Stille. „Heute nicht mehr, morgen wollen wir darüber sprechen. Geh' jetzt schlafen, lieber Herbert, gute Nacht!“

Herbert fühlte den Schmerz, der aus diesen Worten klang und schon tat es ihm leid, Hamilton schon sein Wort gegeben zu haben. In dieser Nacht schliefen drei Menschen nicht im Hotel. Peter, der jeden Augenblick glaubte, sein Herz müsse stille stehen; Herbert, der sich Vorwürfe machte, dem Engländer nicht davon gelaufen zu sein und Hamilton, der die halbe Nacht mit Schreiben zubrachte, der seinen Kom-

plizen in Paris den guten Fang sofort mitteilen mußte. Da das Schreiben in Geheimschrift abgefaßt war, hätte es weder dem Schreiber noch den Empfängern zum Verhängnis werden können, wenn es zufällig von der Polizei abgefangen worden wäre.

Am andern Morgen war Peter ganz ruhig, wenigstens schien es Herbert so. Nach dem Frühstück schlug er einen Spaziergang vor. Zu jener einsamen Bank, die ihm gestern zum Verhängnis geworden war, führte er Peter; dort würden sie sich aussprechen können.  
(Fortsetzung folgt)

## Der Briefkasten-Onkel hat heute das Wort . . . .

Erfreuliches und Betrüliches aus der Redaktionsmappe für die lieben Abonnenten und Leser.

Als man aus technischen Gründen im Juli dieses Jahres die Ausgabezeiten für das „Fr.-Banner“ auf den 5. und 20. des Monats verlegen mußte, statt wie bisher am 1. und 15., da hat es von allen Seiten Reklamationen und telephonische Anfragen gegeben, was denn los sei, daß die Zeitung nicht mehr komme. So ziemlich alle haben die Aenderung am Kopfe des Blattes übersehen.

Ein lieber und treuer Abonnent, hoch oben in den Bündner Bergen, hat mir geschrieben, nachdem ich ihm die Sache erklärt hatte: „Das ist aber auch das Einzige, was ich übersehen habe, sonst entgeht mir gewiß kein Wort von Anfang bis Schluß des Blättchens und ich sehne mich jedesmal direkt darnach, bis es wieder erscheint.“ Daß die Redaktion diese Aenderung nicht mit einer kurzen Notiz mitteilte, war ein kleines Manöver. Man wollte einmal wissen, ob und wieviel Interesse für die Zeitung eigentlich vorhanden sei. Zur Ehre der lieben Leser kann gesagt werden, daß das Resultat ein erfreuliches war. Etwas, was über viel Unverstand und Gleichgültigkeit tröstet, die man so oft erfahren muß.

Betrübend aber ist, wenn ein gewisser Prozentsatz der Abonnenten für alle freundlichen Mahnungen zum Bezahlen der Abonnements-Beträge einfach nicht zu haben ist. Darunter sind nicht wenige, bei denen es durchaus nicht am „Können“ sondern lediglich am „Wollen“ fehlt.

Das „Freundschafts-Banner“ ist, wie jede Zeitung, am Anfang des Quartals zum Voraus zu bezahlen. In der ersten oder zweiten Nummer eines jeden neubeginnenden Quartals erfolgt stets die Bitte, um Einzahlung des Betrages auf unser Postcheckkonto; in der dritten Nummer wird dann avisiert, daß man gezwungen sei, die noch ausstehenden Beträge per Nachnahme zu erheben.

Da kommt man aber oft schön an! — Statt endlich die längst fällige Abonnements-Gebühr einzulösen, gibt's noch solche, die über die Nachnahme nun erzürnt sind und eine solche (trotzdem die Nachnahmekarte sehr diskret gehalten ist) als persönliche Beleidigung auffassen.

Aber meine Verehrten, wie soll man denn zu seinem Gelde kommen, wenn alles nicht passt? — Gratis kann die Zeitung nun einmal beim besten Willen nicht zugeschickt werden, denn die Buchdruckerei will auch ihr Geld haben, sie arbeitet für uns nicht umsonst.

Hier nur ein kleines Beispiel:

Von den am 9. August versandten Nachnahmen erhielten wir sage und schreibe ganze 31 Franken ausbezahlt. Für Fr. 161.— aber kamen die Nachnahmekarten als „nicht eingelöst“ oder sogar „Annahme verweigert“ retour. Leider sind es immer die gleichen, die uns so im Stiche lassen.

Wer die Zeitung nicht mehr will, sollte doch so viel Anstand und Gewissenhaftigkeit besitzen, daß er die erste Quartalsnummer mit seiner Adresse refüsiert,

dann weiß der Verlag, woran er ist, aber nicht die Zeitung fast ein Vierteljahr beziehen und sich noch zusenden lassen, um dann einfach die Nachnahme zu refüsieren.

Es wird in Zukunft nichts anderes übrig bleiben, als sofort nach Refüsierung der Nachnahme, falls auch keine diesbezügliche Entschuldigung des Betreffenden erfolgt, die Zusendung einzustellen.

Gott sei Dank gibt es auch noch gewissenhafte und pünktlich zahlende Abonnenten und denen möchte der Briefkasten-Onkel von Herzen danken. Den säumigen und langsamen Zahlern aber (es sind nicht nur Berner) möchten wir dringend ans Herz legen, doch in Zukunft pünktlicher zu sein und uns damit viel Arbeit und Aerger zu ersparen. Für die viele Arbeit haben wir sowieso nichts; wir sind herzlich froh, wenn es nur langt, dafür sollte man nicht auch noch so viele Enttäuschungen und Aerger haben.

So, jetzt habe ich einmal den Kropf geleert! Nichts für ungut, und wen es trifft, der bessere sich für die Zukunft! Worüber sich am meisten freuen wird

Euer Briefkasten-Onkel.

## Mann über Bord

Eine Erzählung, die das Leben schrieb  
von Martin Schelling.

7

(Schluß)

Nach dem Essen winkte Kapitän M. mich an seine Seite und mit Gebärden, als ob er etwas Ergötzliches zu erzählenn hätte, sprach er auf mich ein: „Was ist los mit Dr. Dominik? Der gefällt mir gar nicht! Hat er beim Börsenkrach Haare gelassen, sein Vermögen eingebüßt? So benehmen sich Leute, die total kaputt sind! Halten Sie ein Auge auf ihn. Er wollte doch viele Jahre wegbleiben, in Hawaii eine Plantage kaufen! Es sollte mir leid tun, wenn —. Wir gehören zur selben Partei! Er ist nicht mehr jung, nicht mehr elastisch genug, Leben und Praxis und den ganzen Rummel neu anzufangen... Nicht wahr, Sie behalten ihn im Auge?“

Ich versprach es und wandte mich um... Dr. Dominiks Platz war leer. —

Ich suchte ihn überall. In einem Salon war Ball. In einem andern lief ein Film. Ich stöberte alle Rauchzimmer durch, die Stewards flitzten fragend durch alle Klassen. In der Doppelkabine, die ich für mich und meinen Schützling belegt hatte, blieben die Betten unberührt. Kein Fußbreit, der auf dem Schiff nicht durchsucht, abgeklopft, abgetastet wurde — in der verzweifelten Angst tut man die törichtesten Dinge. —

Mitternacht war längst vorüber, ich stand immer noch an der Brüstung. Ich wußte, was geschehen war, trotzdem die Mannschaften immer noch suchten, die Schiffsoffiziere immer noch ratlos die Decks durcheilten. Ich wußte, daß Dr. Dominik genau so in die samtene Tiefe gestürzt war, wie vor einem Monat die beiden Clowns... „Den Kleinfühlenden ist das Dasein alles, die Sieger des Lebens stehen über dem Tod“... Aus dem ewigen Gesang des Meeres rauschten mir diese seine Worte wieder zu. Er, der besiegte Sieger, suchte im unendlichen Grabe nach dem gemeinsamen Gefährten, den ihm das Leben versagt hatte... .

In der dritten Morgenstunde trat der Kapitän des Schiffes neben mich. Seine Augen waren verschleiert und seine Stimme versagte. Schwer legte sich seine Hand auf meine und nach langem Schweigen flüsterte er endlich tonlos: „Mann über Bord...!“ —